

Neue Wochenschrift

Nr. 18.

Beilage zur Westfälischen Zeitung.

1915.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

Der Fürst stuchte, und seine scharfen Augen überflogen einen Moment die bleichen, ängstlichen Gesichter. „Die Fürstin ist doch nicht krank geworden?“ fragte er schnell.

„Nein, Ihre Durchlaucht befinden sich wohl.“

Der Fürst eilte mit jugendlich elastischem Schritt die Freitreppe empor und trat nach hastigem Anklopfen in das Boudoir seiner Gemahlin.

Auch sie kam ihm mit merkwürdig blassem, ängstlichem Gesicht entgegen.

„Nun — ist etwas passiert — Egon?“

„Egon ist gesund und munter, mein Freund, aber es ist allerdings etwas vorgefallen, was dich erzürnen wird — Anne-Marie hat gestern abend heimlich das Schloß verlassen, um zu Christine Raupach zu fahren, ihre Abwesenheit wurde erst heute früh bemerkt.“

Fürst Illburg-Wiesenheim stand wie vom Donner gerührt. Die Adern an seiner Stirn schwellen hoch auf, und sein Gesicht nahm eine bläuliche Färbung an. Seine Hand lag schwer auf einem der zierlichen Stühle seiner Gemahlin, und plötzlich brach dieser in sich zusammen. Fürstin Agnes stieß einen leisen, erschrockenen Ausruf aus, und ihr Gemahl murmelte beschämt: „Verzeih“ — er hatte in ihrer Gegenwart seiner Heftigkeit noch niemals die Zügel schießen lassen.

Mit großen Schritten ging er dann einige Male im Zimmer auf und ab, während die Fürstin ihm mit sanfter, beschwichtigender Stimme mitteilte, was sie wußte — wenig genug.

Auch das gleich darauf von ihm mit der angstzitternden Luise angestellte Verhör ergab nichts anderes als das Unerhörte, noch nie Dagewesene: seine Tochter hatte es gewagt, seinem Befehle zu trotzen, sein Verbot einfach zu

mißachten. Mit demselben Zuge, mit dem Prinzessin Anne-Marie am Abend vorher die Heimat verlassen hatte, fuhr der vertraute Kammerdiener ihres Vaters nach der Residenz, um dort ein Telegramm an die Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim auf Schloß Raupach aufzugeben: „Befehle dir, sofort zurückzukommen. Dein Vater.“

„Wenn sie nicht kommt, werde ich sie holen,“ hatte der Fürst ingrimmig zu seiner Gemahlin gesagt.

Wäre das Telegramm in Wiesenheim selbst aufgegeben worden, so hätte trotz des Dienstgeheimnisses die ganze Stadt gleich von der Flucht der Prinzessin erfahren. Für alle Fälle aber begab sich der Fürst in aller Morgenfrühe nach dem Postamt zu einer ersten Rücksprache mit dem Direktor.

Einige Stunden später langte aus Schloß Raupach das Antworttelegramm an:

„Prinzessin Anne-Marie hier nicht angekommen. Fürstin Raupach.“

Fürstin Agnes war im Zimmer ihres Gemahls, als diesem das Telegramm überbracht wurde, und sie erschrak, wie blaß und verfallen er plötzlich während des Lesens ausah. Ohne ein Wort zu sagen, mit zitternder Hand reichte er ihr das Blatt hinüber, während er selbst in finsternem Brüten dasaß.

„Was soll das bedeuten, Karl-Max?“ fragte die Fürstin endlich leise, fast zaghaft.

Der Fürst sprang auf, und seine Gestalt straffte sich: „Das bedeutet, daß Anne-Marie niemals hierher zurückkehren wird, daß ich keine Tochter mehr habe,“ sagte er hart. „Sie hat mit ihrer Flucht den besten Beweis geliefert, daß sie geistig nicht normal ist — sowie sie aufgefunden ist, lasse ich sie in eine Nervenheilanstalt bringen.“



Wie die Russenhorden in Ostpreußen hausten: Blick in die Bahnhofstraße von Bielefeld.

— Wir wollen aber vorläufig die Version aufrecht-
erhalten, daß sie in Raupach ist, dort erkrankt sie dann
angeblich und wird überführt. Und nun vor allen Dingen
ein Telegramm an Karl-Friedrich. Wehe ihm, wenn er
es gewagt hat, hinter meinem Rücken mit seiner Schwester
gemeinsame Sache zu machen!"

Kurze Zeit, nachdem Erbprinz Karl-Friedrich in seinem
letzten Manöverquartier eine Depesche seines Vaters
erhalten hatte, deren Veranlassung er sich gar nicht zu
erklären vermochte, brachte seine Ordonnaiz ihm den
Brief von Anne-Marie. Der junge, hochgewachsene
Offizier las und las, ohne doch erst den Sinn der
Worte fassen zu können, und als er ihn gefaßt, sank er,
wie von plötzlicher Schwäche übermannt, in den leichten
Rohrstuhl zurück.

Anne-Marie war fort, hatte alle Bände zerrissen, die
sie an ihr Vaterhaus, an ihre Heimat fesselten, und wollte
sich in der Welt der Arbeit ein neues Leben zimmern.
Welch eine Torheit — eine Prinzessin Illburg-Wiesenheim,
und doch — sein zweiter Gedanke war: welch ein Mut,
welche Selbstverantwortlichkeit!

Er las den Satz noch einmal: „Auch ich bin an der
Grenze des Ertragenkönnens angelangt —“ Oh,
wie er seine Schwester verstand, er konnte ja das Leben
daheim auch auf die Dauer nicht ertragen, aber er war
ein Mann, war mit Leib und Seele Soldat in des Kaisers
Dienst und vorläufig nicht an Wiesenheim gefettet, sein
würde diese Heimat erst, wenn einst der Vater die Augen
schloß. Und bis dahin — würde er Annemarie nicht
wiedersehen — bis dahin wollte sie, soviel er aus dem
Briefe herauslas, für die Ihrigen, auch für ihn, unauffind-
bar bleiben —

Er strich mit der Hand über die Stirn — lächerlich —
eine Prinzessin Illburg-Wiesenheim unauffindbar?

Er nahm fast mechanisch Papier und Feder aus dem
Reiseschreibkasten, den er immer mit sich führte, er wollte
ihr schreiben: „Liebling, du kannst ja gar nicht in die weite
Welt reisen — komm zu mir oder rufe mich zu dir —
wir wollen beraten, was zu tun ist —“ — aber — da
stand ja nirgends, wohin sie sich gewendet — wohin sie
gefahren war.

Wo sie jetzt wohl war?

Ein Klopfen an seiner Thür, sein alter Leibdiener stand
auf der Schwelle: „Durchlaucht, der Bursche wartet
im Nebenzimmer, Durchlaucht müssen sich zum Essen
umkleiden.“

Karl Friedrich barg Brief und Depesche in seiner Brief-
tasche, dann ging er seufzend in sein Schlafzimmer. Wie
gern hätte er sich entschuldigen lassen, aber wer weiß,
man hätte dann doch die Depesche, die er erhalten, damit
in Zusammenhang gebracht — hier galt es, Selbst-
beherrschung üben, und Selbstbeherrschung galt es auch
zu bewahren, als er zwei Tage später seinem Vater in
dessen Arbeitszimmer auf Schloß Wiesenheim gegen-
überstand.

„Weißt du, wohin Annemarie gefahren ist — ich will
die reine Wahrheit wissen, Karl-Friedrich — Ihr habt
euch immer gut gestanden — hast du ihr etwa zu diesem
Schritte verholfen?“ Die funkelnden Augen des Fürsten
bohrten sich in das bleiche Gesicht des Sohnes. Der er-
widerte den Blick furchtlos und selbstbewußt: „Ich weiß
nur, daß Anne-Marie fort ist, wohin — das weiß ich
nicht.“

„Woher weißt du das?“

„Anne-Marie hat mir geschrieben.“

„So gib mir den Brief.“ Der Fürst trat einen Schritt
vor und streckte gebieterisch die Hand aus. „Gib mir
den Brief, damit ich sehen kann, wie weit man ihr noch
Vernunft zutrauen kann — gib mir den Brief, damit
man schon gleich einen Arzt — einen Nervenarzt um Rat
fragen kann, welcher Heilkur Anne-Marie zu unterziehen
ist, wenn sie aufgefunden wird — denn daß sie aufge-
funden werden muß, steht fest.“

Karl Friedrich erblähte — das hatte er bisher, so
sehr auf der ganzen Reise die Sache ihn auch beschäftigt

hatte, noch nicht überlegt, mit dieser Wendung der Dinge
hatte er nicht gerechnet — seine überlegte, seine ruhige,
sonnige Schwester sollte etwa — als geisteskrank gestempelt
werden.

Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihm zurief:
„Mut, Karl Friedrich — Mut und Ruhe.“

Hatte er vielleicht bis zu dieser Stunde auch nur flüchtig
dem Gedanken Raum gegeben, dem Vater auf die Spur
der Tochter zu helfen — mit einem Schlage war dieser
Voratz dem anderen gewichen, nie und nimmermehr
dazu seine Hand zu bieten, aber vielleicht doch den Schein
zu erwecken, es zu tun. Damit konnte er Anne-Marie
doch einen größeren Dienst leisten.

Er wußte die trostvolle Stelle ihres Briefes an ihn
auswendig: „Ich habe feste und vernünftige Pläne, du
kannst dich auf mich verlassen —“

Und dabei schnürte ihm der Schmerz, nicht zu wissen,
wo sie nun war, fast die Kehle zusammen.

Hier — im Zimmer — da am Fenster hatte die Gestalt
seiner Schwester gestanden, als er zuletzt vor einigen Mo-
naten hier Abschied nahm. Der tiefe Schmerz, den er schon
beim Lesen ihres Briefes empfunden, kam wieder über
ihn — wo, wo mag sie wohl sein, in der Ferne, in der
Fremde — das stets behütete, zarte Fürstentind — ohne
Begleitung, selbst ohne ihre treue Luise war sie in die
kalte Welt hinausgegangen. —

„Bitte, Vater, der Brief war nur für mich, und ich
gebe dir mein Ehrenwort, daß er weiter nichts enthält,
als die Mitteilung der Tatsache, daß sie Wiesenheim ver-
läßt, um nie wieder zurückzukehren.“

„Gib mir den Brief, ich will ihn lesen, Karl Friedrich.“

„Wenn ich dir mein Ehrenwort gebe, daß der Brief
nichts weiter enthält, keinen Fingerzeig, wohin sie gegangen,
so wird dir das genügen — Erbprinz Karl Friedrich von
Illburg-Wiesenheim sagt keine Unwahrheit.“

Seine Stimme hatte, während er sprach, an Festigkeit
gewonnen, und der Fürst ließ die Hand sinken.

„Und sie schrieb dir den Grund?“

„Ja — weil sie zur Ehe mit dem Fürsten Beerbach
gezwungen werden sollte.“

„Gezwungen!“ Der alte Fürst lachte schneidend auf.
„Gezwungen? Was das wieder für Ph'a'en sind —
Anne-Marie muß doch einmal heiraten, und der Fürst ist
eine glänzende Partie — früher pflegten Fürstentöchter
in derlei Angelegenheiten bessere Einsicht zu haben.“

Karl Friedrich hatte eine scharfe Erwiderung auf der
Zunge, aber er bezwang sich und schwieg, beseelt von
dem Wunsche, die Situation nicht zu verschlechtern.

„Und was sagst du dazu, daß die allzeit beweglichen
Zeitungen schon am Werke sind, die romantische Flucht
der Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim in
ihren Spalten neugierigem Volk zum Frühstück vorzu-
setzen?“

„Das ist zwar peinlich, aber nicht zu umgehen, Vater —
man wird, falls allzulange davon gefabelt wird, was ich
nicht glaube, eine Notiz lancieren, daß die Prinzessin zur
Erholung in Italien oder in einem englischen Seebade sich
aufhält.“

„Und du — und deine Kameraden?“

„Ich verstehe zu schweigen, Vater — und meine
Kameraden auch.“ —

Das elektrische Licht strahlte aus der Deckenbeleuchtung,
im Kamin brannte ein lodernes Holzfeuer — warm
war es hier und hell, während draußen der Herbststurm
tobte. Aber so recht traulich war es hier nie ge-
wesen, seit die treuen, melancholischen Augen der ersten
Fürstin sich im Tode geschlossen hatten.

Karl Friedrich fröstelte, er stand auf, schürte das Feuer
im Kamin, warf noch zwei große Buchenscheite darauf
und kam dann langsam wieder über den Teppich zu
seinem Plaze.

„Willst du mir helfen, Anne-Maries Aufenthalt zu
erkunden, das heißt natürlich ohne jedes Aufsehen —
die Polizei darf unter keinen Umständen aufgeboden werden,
wie wenn man nach bürgerlichen Defraudanten fahndet.“

(Fortsetzung folgt.)



Die kunstvoll angelegten Unterstände unserer wackern Feldgrauen in den Wäldern Frankreichs.

Ein Schutzkissen für Flieger.

In der „Deutschen Luftfahrerzeitschrift“ wird eine aus dem Ausland kommende Idee für ein Schutzkissen beschrieben mit dem ein Flieger beim Abstürzen seinen Kopf vor zu großer Gewalt beim Aufschlagen schützen kann. Die praktische Einrichtung, die auch für Deutschland zur Nachahmung und Anfertigung empfohlen wird, besteht in zwei passend geformten Luftkissen aus gummiertem Stoff, die mit Riemen über der Brust ähnlich wie eine Weste befestigt werden und den Flieger in keiner Weise in seinen Bewegungen hindern, da sie in normalem Zustande nicht aufgepumpt sind und beim normalen Verlauf des Fluges auch nicht aufgepumpt zu werden brauchen. Nur bei einem Absturz kommt das Auf-

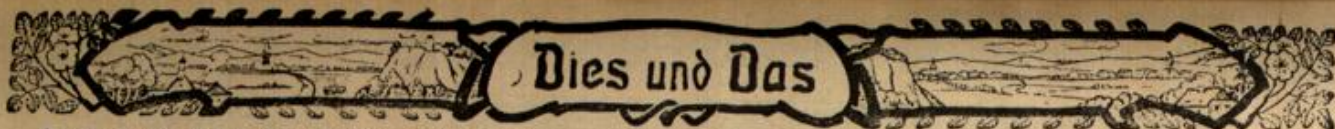
pumpen in Frage. In diesem Falle braucht der Flieger nur auf einen Hebel zu drücken, und aus einer kleinen, mit stark komprimierter Luft gefüllten Stahlflasche, die in einem Lederbehälter des Befestigungsriemens sitzt und durch einen Schlauch mit den Luftkissen verbunden ist, strömt die Luft in die Kissen und bläst sie weit auf. Der Flieger kann nun, wenn er auf die Erde stürzt, seinen Kopf zwischen den Kissen bergen und so die Gewalt des Aufpralls sicherlich mildern. Erfolgt der Absturz auf eine Wasseroberfläche, so werden die Luftkissen als Schwimmgürtel dienen.

Versuche, diese Idee in die Wirklichkeit zu übertragen, dürften, wie die „Deutsche Luftfahrerzeitschrift“ bemerkt, wohl kaum auf sehr große Schwierigkeiten stoßen.

T.



Verhör eines gefangenen französischen Hauptmanns durch deutsche Offiziere.



Druckluft als Schutz für Schiffe. Schutzeinrichtungen, die Kriegsschiffe bei den vielen ihnen im Kampfe oder durch Minen drohenden Gefahren vor dem völligen Sinken bewahren sollen, dürfen gegenwärtig ein besonderes Interesse beanspruchen. Vor anderthalb Jahren berichtete der „Scientific American“ über ein neues Verfahren, mit dem in der amerikanischen Kriegs-

höchsten Luftdruck versehen wird, und dann der Raum mit Luft von etwas geringerem Druck umgeben und der noch vorhandene Überschuss an Luft an die benachbarten Räume abgegeben wird. Im allgemeinen soll ein Überdruck von anderthalb Atmosphären genügen. Da heute jedes größere Kriegsschiff auch Druckluftanlagen an Bord hat, ist es verhältnismäßig leicht, ständig ein Reservoir mit

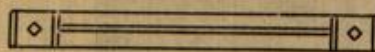


Ausritt deutscher Mannschaften zur Beobachtung des Feindes im Argonnenwald.

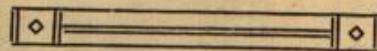
marine zahlreiche Versuche angestellt worden waren, und das sich dabei so gut bewährt haben sollte, daß die Marineverwaltung beschloß, alle größeren Kriegsschiffe mit dieser Einrichtung zu versehen. Es handelte sich bei dieser Erfindung des amerikanischen Ingenieurs Botnerspoon darum, bei einem unter der Wasserlinie getroffenen Schiff das eindringende Wasser nicht auszupumpen, was bei größerem Wasserdruck doch vollständig nutzlos ist, sondern durch einströmende komprimierte Luft das Wasser möglichst herauszudrücken und den Schaden zu lokalisieren. Dies soll geschehen, indem die beschädigte Kammer zunächst mit dem

Luft von hohem Druck zur Verfügung zu haben. Beim Eintritt einer Beschädigung brauchen dann die Ventilationsrohre der beschädigten Räume nur mit dem Druckluftreservoir in Verbindung gesetzt werden, um sie zu entleeren und das Schiff vor dem Sinken zu bewahren.

Als weiterer Vorteil des Systems wird seine Verwendbarkeit zur Unterdrückung von Feuer gerühmt. Zu diesem Zweck darf natürlich nicht Luft, sondern ein die Flammen erstickendes Gas, am besten also Stickstoff, durch die Ventilationsröhren in den brennenden Raum gedrückt werden. T.



Unsere Rätselecke



Füllrätsel.

H						B			
	i			n		u			
		n		e			r		
			d					g	

Die 10 Buchstaben der Figur ergeben den Namen Hindenburg, des Feldherrn, der die Russen in der Schlacht bei Tannenberg besiegte. Die 30 leeren Felder der Figur sind mit den folgenden Buchstaben 2a, 1b, 1d, 2e, 1g, 1i, 3l, 3m, 5n, 5o, 1r, 1t, 2u, 1w, 1z so auszufüllen, daß die 10 senkrechten Reihen bekannte 4 lautige Wörter bilden und bezeichnen: 1. eine Kopf-

bedeckung, 2. eine österreichische Stadt an der Donau, 3. eine preussische Stadt am Rhein, 4. einen Himmelskörper, 5. die Hauptstadt eines Kaiserreichs, 6. eine Stadt in Westphalen, 7. ein Fahrzeug, 8. ein Sinnesorgan, 9. einen hohen, englischen Titel, 10. einen Nebenfluß des Rheins.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	Osterr. - Ungar. Kriegs-
2	7	6	4	7				schauplatz.
3	8	3	8	4				Vereinigung.
4	1							Beliebtes Getränk.
5	6	7	3					Fluß in Sibirien.
6	5	8	7					Verständigungszeichen.
7	8	1	4	1				Russischer Vorname.
8	7	7	8					Reicher Mann.
								Weiblicher Vorname.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten. Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in voriger Nummer.

Bilderrätsel:

Sieg bei Tannenberg.

Aufgabe:

Die Zahl 300.

Kreuzrätsel:

M	a	i	L	a	n	d
S	p	l	ü	g	e	n
M	e	n	t	o	n	e
L	ü	t	t	i	c	h
P	a	r	i	s	e	r
M	a	n	o	h	e	n
M	e	c	h	e	l	n